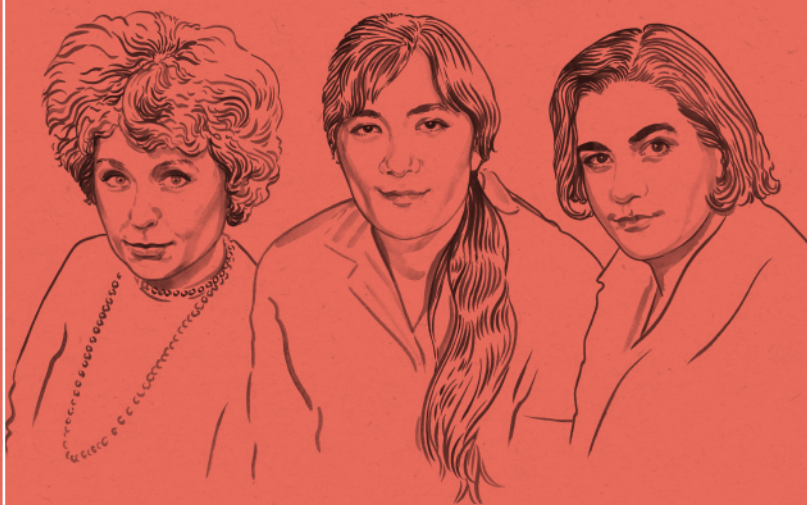


Carolin Würfel



Drei Frauen träumten vom Sozialismus

1t

Maxie Wander Brigitte Reimann Christa Wolf

insel taschenbuch 5038

Carolin Würfel

Drei Frauen träumten vom Sozialismus



Christa Wolf, Brigitte Reimann, Maxie Wander – waren sie Träumerinnen oder Macherinnen, diese drei Frauen, die zu Ikonen der DDR-Literatur wurden? In ihrem atmosphärischen Porträt zeigt Carolin Würfel drei Schriftstellerinnen, die im Temperament unterschiedlicher kaum sein könnten und die doch eines eint: die Begeisterung für das Versprechen des Sozialismus, die Bereitschaft, den Traum vom neuen Menschen in ihrem Alltag, ihrer Arbeit und ihren Beziehungen umzusetzen. Mit welchem Selbstbewusstsein diese Frauen in den 1950er und 1960er Jahren ihre Ziele verfolgen, sich dabei als Freundinnen stützen – wie ihre Träume aber auch platzen, davon erzählt Carolin Würfel inspiriert und mitreißend und lässt ein Stück Zeitgeschichte lebendig werden.

Carolin Würfel, geboren 1986 in Leipzig, studierte Geschichte und Publizistik in Berlin und Istanbul. Sie arbeitet als freie Autorin und Journalistin, insbesondere für die Wochenzeitung *Die Zeit*.

Carolin Würfel

Drei Frauen träumten vom Sozialismus

Maxie Wander
Brigitte Reimann
Christa Wolf

Insel Verlag

Das Zitat auf S. 5 stammt aus:
Christa Wolf, *Nachdenken über Christa T.*, S. 65
© 2007, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Erste Auflage 2024
insel taschenbuch 5038
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung von Hanser Berlin
in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2022 Hanser Berlin in der Carl Hanser
Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns
auch eine Nutzung des Werks für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung von Anzinger und Rasp, München,
unter Verwendung einer Illustration von Anje Jäger, Berlin
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-68338-4

www.insel-verlag.de

Soll den Mund verziehen, wer will:
Einmal im Leben, zur rechten Zeit, sollte man
an Unmögliches geglaubt haben.

Christa Wolf, *Nachdenken über Christa T.*

Teil I

Politisches Erwachen

Brigitte

Burg

Die Geschichte von Brigitte Reimann fängt in Burg an, einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt mit engen Gassen, schiefen Fachwerkhäusern, einer Kirche namens »Unser lieben Frauen«, einer Handvoll mittelalterlicher Türme und einem halben Dutzend Schuhfabriken. Der idyllischste Ort: der Flickschuhpark. Im Frühling blühen Tulpen unter zotteligen Trauerweiden, und die ungeheuren Eichen wölben sich darüber wie ein grüner Dom. Das große Rathaus, am Fuß des Weinbergs, dessen Grundmauern seit dem 13. Jahrhundert stehen, erzählt von den experimentierfreudigen Bauherren des Mittelalters und die holprigen Treppen, die Berg und Tal verbinden, gehören zu den wenigen kühlen Orten, an denen es sich im Sommer ohne verschwitzte Oberlippe küssen lässt.

Burg ist ein idealer Schauplatz für Märchen und Legenden. Eine der bekanntesten spielt im alten Hexenturm, der im 17. Jahrhundert als Gefängnis für Frauen mit angeblich magisch-teuflischen Kräften benutzt wurde. Seitdem sollen in Vollmondnächten die Schreie einer jungen Frau zu hören sein, die verzweifelt um ihr Leben ringt, und in gewisser Weise passt diese Legende zu Brigitte Reimann, die hier in Burg am 21. Juli 1933, einem sonnigen Freitag als älteste Tochter von Willi und Elisabeth Reimann auf die Welt kommt – mit seinem Mund und ihren Augen. Auch sie wird um ihr Leben kämpfen, mehr als einmal, und sich – wie ihre unbeugsamen Vorfahrinnen – dem obersten Gebot der Kleinstadt früh widersetzen: Du sollst nicht aus der Reihe tanzen.

Das Jahr ihrer Geburt prägten politische Umbrüche. Im Mai hatte auf dem Schützenplatz eine öffentliche Bücherverbrennung stattgefunden und bei den Wahlen im selben Monat stimmte mehr als ein Drittel der Bevölkerung für die NSDAP. Ein immerhin genauso großer Teil setzte das Kreuz neben die SPD. Brigittes Vater Willi gehörte nicht dazu. Er war Teil der ersten Gruppe.

Willi Reimann, ein großer Mann, mit hoher Stirn, tiefen Geheimratsecken und sanften Augen, hatte dem Druck früh nachgegeben und war in die nationalsozialistische Partei eingetreten. In der Familie wurde dieser Akt des vorausseilenden Gehorsams damit entschuldigt, dass er als Verlagsmitarbeiter gar keine Wahl hatte. Anfang der dreißiger Jahre hatte der gelernte Bankangestellte die Branche gewechselt und war seitdem Journalist und Redakteur beim Verlag August Hopfer und dessen Zeitung *Tageblatt*, wo er die Ressorts Politik und Unterhaltung verantwortete und Bildbände layoutete. Schon sein Vater Gustav – ein alteingesessener Bürger, mit strengem Blick und Zweifingerbart – hatte für den Verleger-Patriarchen als Buchdrucker gearbeitet.

Jeden Mittag, wenn Willi Reimann zum Essen aus dem Verlag kam, warteten Brigitte und ihr ein Jahr jüngerer Bruder Lutz bereits voller Sehnsucht vor dem großen Haus in der Neuburger Straße 2 auf das scheppernde Klingelzeichen, das die Ankunft des schwarzen Herrenrads schon vor der Kurve ankündigte, und hofften darauf, dass er ihnen entweder eine neue Geschichte oder die Schokoladenzigarren mitbrachte, mit denen sich, versteckt zwischen den Bücherschluchten des väterlichen Arbeitszimmers, bittersüßes Erwachsenenleben imaginieren ließ. An den Wochenenden saßen die große Schwester und der kleine Bruder oft ehrfürchtig auf Willis Schoß und hörten zu, wie er ihnen vorlas. Sprache, das verstand Brigitte Rei-

mann dank ihm früh, öffnete Welten und war ein Instrument, das den Horizont der Kleinstadt Burg verschieben und erweitern konnte.

Eine Geschichte, die immer und immer wieder erzählt werden musste, war *Tamerlan der Große* von dem englischen Dramatiker Christopher Marlowe. Sie geht in Kurzform so:

Es war einmal ein persischer Architekt, der sich unsterblich in eine chinesische Prinzessin verliebte. Diese Prinzessin war aber auch die Lieblingsfrau seines Auftraggebers Tamerlan. Eines Tages sah der Architekt die Prinzessin mit unverschleiertem Gesicht und konnte nicht länger an sich halten. Sein Kuss war so leidenschaftlich, dass er ein Brandmal auf ihrer Wange hinterließ. Als Tamerlan das Mal entdeckte, sollte der Architekt sterben. In höchster Not flüchtete er sich schließlich auf die Spitze eines Minarets und warf sich mit ausgebreiteten Armen in die Luft, und weil seine Liebe so groß und aufrichtig war, wuchsen ihm Flügel und er konnte zurück nach Persien fliegen.

Ein Leben lang wird Brigitte Reimann sich diese Geschichte ins Gedächtnis rufen. Immer dann, wenn die Unruhe übermächtig wird, wenn sie sich nach wer weiß wohin und wer weiß wem sehnt und sich darauf besinnen will, was für sie in ihrem entschiedenen Kinderherzen zählte: bedingungslos leben, bedingungslos lieben.

Anders als der Vater blieb ihre Mutter Elisabeth, erst Sekretärin, dann Hausfrau, parteilos. Rundes Gesicht, gedrungene Statur, die Haare stets in einem Knoten, Brille. Sie war das Zentrum der Familie, genannt »Liebe Mu«. Ihre Eltern waren am Ende der Belle Époque aus dem Rheinland nach Burg gekommen, Kaufleute mit einem Sinn für den Osten. Wann immer

Brigittes Großmutter Franziska sich aufregte oder schimpfte und in ihren alten Kölner Dialekt verfiel, offenbarte sich diese Herkunft. Aber auch die hechtgrauen Seidenkleider, die sie ausschließlich trug, und ihre Perlen verrieten den wohlhabenden westdeutschen Ursprung der Familie, genau wie die Selbstverständlichkeit, mit der ihr Ehemann Wilhelm, Reimanns Großvater und Eigentümer einer Goldleistenfabrik, jeden Mittag um zwölf ins feinste Hotel von Burg einkehrte. Kapitalist war schon damals ein Schimpfwort, das hinter vorgehaltener Hand geflüstert wurde. Im Vergleich zu anderen hatten die Reimanns einfach mehr. Mehr Bücher, mehr Schmuck, mehr Fantasie, mehr bürgerliche Tradition. Jedenfalls bis die Auswirkungen des Krieges sich auch in Burg bemerkbar machten.

Vor allem in den letzten Kriegsjahren muss Brigitte Reimann oft an Marlowes Tragödie gedacht haben. 1943, kurz nach der Geburt ihrer kleinen Schwester Dorothea, wurde ihr Vater zum Kriegsdienst einberufen. Mit ihm verschwand der Rest an Normalität, den sich die Familie bewahrt hatte, und wenn nichts mehr da ist, was Sehnsucht oder einfach nur Hunger stillt, kann man sich als Kind, umgeben von Konflikten, eigentlich nur wegträumen. Vielleicht liegt es auch an Geschichten wie *Tamerlan der Große*, dass so wenig lebendige Erinnerungen an diese schrecklich dunklen Tage in ihren Aufzeichnungen und Briefen zu finden sind.

Was man weiß: Brigitte Reimann hat das Brummen der Bomberpuls nie vergessen und die Nächte im Keller. Morgens sammelte sie die Silberstreifen ein, die von den Amerikanern zur Verwirrung der deutschen Radarsysteme abgeworfen worden waren, und zu ihrem Geburtstag gab es auf einmal keine Erdbeeren mit Schlagsahne mehr. Im Sommer 1943 machte sie trotz allem ihren Freischwimmer und behauptete in einem

Feldpostbrief an den Vater, schon vom Fünf-Meter-Turm zu springen, eine fantastische Übertreibung, die aber mindestens genauso aufregend klang wie der märchenhafte Sprung des persischen Architekten. 1945 büßte sie ihre geliebte Armbanduhr bei Plünderungen ein, und als im Mai die Rote Armee einmarschierte, sollen sie und ihr Bruder Lutz gerade an den Gleisen gespielt haben. Ein Eisenbahner entdeckte sie und schickte sie sofort nach Hause in die Neuenburger Straße 2. Dort wurde ein weißes Laken ins Fenster gehängt, und Brigitte und Lutz warteten mit Todesangst engumschlungen auf die Ankunft der Besatzer. Sie, die als Kinder immer von den gleichen Gedanken und Gefühlen bewegt wurden, wollten zusammen sterben, so viel stand fest.

Als die Russen kamen und sich in Burg einquartierten, hieß es Platz machen. Von einem geräumigen Haus blieb ihnen ein einziges Zimmer für Mutter und Kinder, und weil der Vater in der NSDAP gewesen war, mussten sie auch ein Stück Gartenland abgeben. Aus bürgerlichen Verhältnissen wurde Armut auf Zeit und Hunger wurde Alltag. Morgens gab es bloß zwei Schnitten, abends nur einen halbvollen Teller Graupensuppe. Das Schlimmste: die Kartoffelnot. Das Allerschlimmste für Brigitte Reimann: die jungen Frauen und Mädchen, die im Sommer mit den russischen Soldaten am Fluss knutschten und mit ihnen schmusend übers Wasser ruderten. Brigitte fand das schändlich. Das Wort »Russenliebchen« zog in ihr Vokabular ein.

Während ihre Mutter versuchte, Holzkohlen aufzutreiben oder den Familienschmuck gegen Essbares einzutauschen, musste Brigitte Reimann als älteste Tochter zum ersten Mal Verantwortung übernehmen. Eine Rolle, die sie nicht ausfüllen konnte und wahrscheinlich auch nicht wollte. Sie sollte das Haus putzen und auf die beiden kleinen Geschwister aufpas-

sen, aber statt anzupacken und für Ordnung zu sorgen, stellte sie sich lieber einen Stuhl auf den Küchentisch, las dort oben einfach weiter, entschwand hinter Buchrücken. Unterdessen tobten die Baby-Schwester Dorothea und der acht Jahre jüngere Bruder Ulrich durch die Küche und ließen das Chaos noch größer werden. Egoistisch? Vielleicht. Auf jeden Fall eine vitale Weigerung, am Boden der alltäglichen Tatsachen zu kleben. Der Boden bebte. Bücher ruhten in ihren Händen und Lesen war Flucht in eine Welt ohne Bedrohungen, Hunger und Bittgebete.

Im Herbst 1947 überschlugen sich für Brigitte die Ereignisse und die Gefühle. Sie erfuhr zum ersten Mal, was es heißt, für jemanden zu brennen und übersteigerte Liebe zu empfinden – und welcher Schmerz damit verbunden sein kann. Ihre liebste Schulfreundin Veralore Weich, die zwischenzeitlich an Tuberkulose erkrankt war und mit ihrer Mutter zur Kur nach Bad Pyrmont gegangen war, schrieb, dass sie nicht nach Burg zurückkommen würde. Der Vater war im Westen wieder aufgetaucht und die Familie entschied, dort zu bleiben. Es war Brigitte Reimanns erster Abschied von einer geliebten Person, die sie sich selbst ausgesucht hatte, und ein Abschied in Gedanken, Worten, Zeilen, Briefen: »Veralore, ich bin todtraurig! Wenn ich Dir bloß sagen könnte, wie lieb ich Dich habe und wie es mir das Herz zerreißt, nun immer von Dir getrennt zu sein.«

Nun muss sie allein aufs Gymnasium wechseln, in eine Klasse, in der es plötzlich auch Jungs gibt und einen Haufen Mädchen, die sie nicht kennt und auch gar nicht kennenlernen will, weil sie eben nicht Veralore sind. Auf neue Kontakte hat ihr stures Herz keine Lust.

Anfang Oktober kehrte dann der Vater aus russischer Ge-

fangenschaft nach Hause zurück. Als er an einem Samstagabend plötzlich vor ihnen stand – ohne fröhliche Fahrradklingel, ohne elegantes Herrenrad –, trauten sich weder Brigitte noch ihre drei Geschwister, dem Vater um den Hals zu fallen. Alles an diesem Menschen erschien Brigitte Reimann fremd. Seine Kleidung: Holzschuhe, Lodenmantel. Sein Körper: knochig, elend. Die Haare: abgeschoren. Sogar seine Sprache war anders als in ihrer Erinnerung. Bescheiden. Karg. Leise. Wo war die große Anrede »Ihr Helden« geblieben, die er für seine Kinder stets benutzt hatte? Wieso war dieses neue Wort »Ostfront« auf einmal so wichtig? Und als sei diese unbekannte finstere Gestalt, die nun jeden Morgen am Frühstückstisch saß und sich die schrecklichen Schwarz-Weiß-Bilder in den Zeitungen vors Gesicht hielt, nicht genug, starb Ende Oktober auch noch der Großvater, der alte Kapitalist.

Anfang Dezember erwischt es schließlich sie selbst. Spinale Kinderlähmung. Krankenhaus. Isolierstation. Einzelzimmer. Während sich die Welt langsam von den Verheerungen des Krieges erholt, sich von den Trümmern befreit und in Ostdeutschland eine neue Zone unter sowjetischer Herrschaft ausgerufen, ein neues, sozialistisches System versprochen wird, entpuppt sich der eigene Körper als Krisengebiet. Zeitweise ist Brigitte Reimann bis zum Hals vollständig gelähmt. Wochenlang liegt sie allein im Krankenhaus, die meiste Zeit des Tages ist es dunkel, der erste Schnee fällt und kündigt den Winter an. Ihre Beine sind bald so dünn wie Drahtstängel und hängen schlaff an ihr herab. Wenn die Krankenschwester sie aus dem Bett hebt, schämt sich Brigitte ihres armseligen Anblicks. Abends, bevor sie einschläft, betet sie, obwohl sie gar nicht an Gott glaubt, aber die Sorgen wenigstens über Nacht in scheinbar größere Hände zu legen, hilft ihr dabei, ruhiger zu schlafen. Besuch darf sie wegen der Ansteckungsgefahr nur selten emp-

fangen, doch statt ernsthaft zu verzweifeln und die Eltern um Hilfe zu bitten oder wie die junge Frau im Hexenturm laut zu schreien, bewahrt sie nach außen Haltung und schreibt abgeklärte Briefe nach Hause:

Ihr braucht Euch keine Sorgen um mich zu machen. Es geht mir so weit ganz gut. Die Schwestern sind sehr nett und das Essen gut und reichlich. Gleich als ich gestern gekommen bin, hat mir der Arzt das Rückenmark punktiert. Es hat zwar scheußlich weh getan, aber ich habe ordentlich die Zähne zusammengebissen. (...) Schade, dass ich Euch nun keine Weihnachtsgeschenke machen kann, aber das werde ich nachholen.

Doch die Erfahrung »Kinderlähmung« wird ihr ganzes Leben und ihr ganzes Sein prägen. Im Englischen heißt das Werk einer Schriftstellerin *body of work*. Für Reimann wird der eigene Körper ihr Leben lang ein *body of work* sein. Idealerweise tragen Körper durchs Leben. Bei Reimann war es anders – sie ertrug ihn. Körper war Ballast, schwer wie Beton. Kriegstrümmer lassen sich wegräumen. Die Spuren der Kämpfe eines Körpers bleiben. Wie steht ein Mensch aus den eigenen Trümmern auf? Im Fall von Brigitte Reimann lautet die Antwort ganz einfach: mit Literatur.

Natürlich, Reimann hatte auch schon während des Kriegs ein Buch nach dem anderen verschlungen, dank Christopher Marlowe gedanklich Fliegen gelernt und mit Kindheitshelden wie Mark Twain oder Edgar Allan Poe Weltflucht erprobt. Aber das Aufstehen und das Weiterleben erfordern jetzt andere Geschichten, keine Abenteuer und Märchen aus fernen Ländern, sondern Erzählungen aus der Gegenwart.

Reimann liest, im Krankenhaus liegend, Zeitgenossen und -genossinnen wie Jean-Paul Sartre, Ernest Hemingway und

Anna Seghers. Ihre Bücher beschreiben eine gegenwärtige Welt, die sie nun neu betrachten und anders begreifen muss, auch weil in ihr nichts mehr so ist, wie es einmal war. Beim Lesen von Anna Seghers' *Das siebte Kreuz* – der Geschichte über sieben Häftlinge, die aus einem Konzentrationslager flüchten – weint sie bitterlich. Stundenlang lässt sie dem Schmerz freien Lauf. Anders als Willi Reimann gelingt es Anna Seghers, für das Geschehene eine Sprache zu finden.

Vielleicht ist das Bild noch nicht deutlich genug: Ein Mädchen, vierzehn Jahre alt, mit schwarzem langen Zopf, liegt gelähmt im Bett, gefangen in einem Körper, der sich nicht mehr bewegen will, und wird lesend mit dem vollen Ausmaß des Nationalsozialismus konfrontiert. Draußen findet unterdessen einer der größten und bedeutungsvollsten gesellschaftlichen Umbrüche der Moderne statt und räumt ebenfalls mit allen Illusionen auf, die sich Familien wie die Reimanns über die Nazijahre gemacht haben.

Es erscheint fast stimmig, dass die einzig mögliche Bewegung in diesen Tagen ein Kopfschütteln ist. Immer wieder bewegt Reimann ihren Schopf von rechts nach links, vergleicht das Gelesene mit den eigenen Erinnerungen und kann die Ungeheuerlichkeiten, die vor allem Seghers darstellt, kaum fassen. Vielleicht versteht sie in diesen Momenten, warum dem Vater die Kunst des Erzählens abhandengekommen ist.

Brigitte Reimann liest, um zu verstehen. Sie liest aber auch gegen die Einsamkeit des stillen Krankenzimmers und für ein Gefühl von Teilhabe an dieser Welt, die sich ja trotz allem irgendwie weiterdrehen muss. Dass sie das wird – sich weiterdrehen –, daran glaubt Reimann unbedingt, schon allein um ihrer selbst willen. Anna Seghers, das große Vorbild, ist seit Herbst ja auch wieder zurück aus dem Exil in Mexiko und in Berlin angekommen, und wenn jemand wie Seghers noch an Deutsch-

land und die Bürgerinnen dieses Landes glaubt, muss sie das auch tun.

Diese Hoffnung, an der sie als Vierzehnjährige so entschieden festhält, wird sie einige Jahre später in ihrem ersten Roman *Die Frau am Pranger* formulieren. Diese Hoffnung wird vor Kitsch und Pathos triefen. »Eines Tages«, heißt es in dem Buch, »wird es kein Elend mehr geben, keine Feindschaft und keinen Hass. Die Menschen werden in Frieden leben, sie werden satt sein und glücklich. Wir müssen daran glauben (...) und dafür kämpfen, – dann dürfen wir wieder träumen.«

In dem Roman, der sie im Alter von 23 Jahren über Nacht berühmt werden lässt, erzählt sie die tragische Liebesgeschichte zwischen der Bäuerin Kathrin Marten und dem russischen Kriegsgefangenen Alexej Iwanowitsch Lunjew, eine Liebe, die ihn das Leben kosten wird und ihr ein neues Leben als Mutter schenkt. Es ist das erste Buch einer jungen Frau, die nichts Geringeres will, als mit Sprache eine neue, bessere Zukunft an den Horizont zu zeichnen. Der Ursprung dieser Geschichte liegt ganz sicher in den endlosen Krankenhauswochen im Winter 1947/48. Hier wird der gedankliche Grundstein für ihre zukünftige Karriere gelegt. Am 25.12.1947 verkündet sie ihrer liebsten Freundin Veralore Weich per Brief: »Ich habe große Pläne. Wir haben über meinen Beruf gesprochen, und ich will gerne Schriftsteller werden, aber nicht nur nebenbei, sondern als Hauptberuf.«

Christa

Landsberg an der Warthe
Bad Frankenhausen

Vor ihr liegt *Das siebte Kreuz*, eine zerfledderte Ausgabe, gedruckt auf dünnem Zeitungspapier. Christa Ihlenfeld, neunzehn Jahre alt, hat zwei Sätze dick mit Bleistift unterstrichen: »Jetzt sind wir hier. Was jetzt geschieht, geschieht uns.«

Es sind Sätze aus dem ersten Kapitel des 1942 erschienenen Romans von Anna Seghers. An den Rand hat Christa ein Ausrufezeichen gesetzt, obwohl ein Fragezeichen passender wäre.

»Jetzt sind wir hier. Was jetzt geschieht, geschieht uns.« Was heißt das, wenn man als junge geflüchtete Frau plötzlich in einer neuen Stadt und einer neuen Oberschule sitzt und einer neuen Ideologie beim Wachsen zuschaut, obwohl die andere, die alte, nationalsozialistische noch tief sitzt und sich in den ungünstigsten Momenten ins Gedächtnis spült?

Es ist Frühjahr 1948. Christa Ihlenfeld – schmale Lippen, ernster Blick, die Augen so grau, grün, blau wie dunkler Nadelwald im Nebel – sitzt auf einer Schulbank im thüringischen Bad Frankenhausen, wo sie seit einem Jahr lebt, umgeben vom Kyffhäusergebirge und von Mitschülern und Mitschülerinnen, die alle mindestens zwei Jahre jünger sind als sie. Jünger, unbefangener und irgendwie fröhlicher.

Zwei Jahre machen in diesem Nachkriegsdeutschland einen großen Unterschied. Wer erinnert sich woran? Wer hat was bewusst erlebt? Eine Zehnjährige im Nordosten hat den Beginn des Krieges 1939 anders wahrgenommen als ein damals